

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 14 (1910)

Artikel: Im Paradies
Autor: Greyerz, Otto von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572752>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ungenußte Stunden

Ein Falter mit Perlmutterflügelspannen
Hat blitzschnell ins Dunkel zu leuchten gewußt
Und erfüllte die Kammer mit goldener Luft.
Dann war er davon und für immer von dannen.

Das Leuchten, der Schatten sind innigst vermählt.
Und Tage gibt es, die werden geboren,
Daß man ein großes Glück nicht erwählt,
Und bevor es geahnt, ist es ewig verloren . . .

Charlot Straßer, Bern.

Im Paradies.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Otto von Greherz, Glarisegg.

Still und friedlich, von ihren Kastanien- und Ahornbäumen leise umrauscht, lag die Liebegg, ein altes Landgut am Abhang des Gurten, in voller Herbstespracht da. In den kleinen Mansardensfenstern, die über die Laubkronen hinausschauten, spiegelte sich die Sonne eines glanzvollen Oktobernachmittages; aber die unteren Fenster lagen im Schatten, und weitgeöffnet atmeten sie die herrliche Kühle ein, die das hohe Laubgewölbe über der vorgebauten Erdterrasse erfüllte. Da und dort bloß, wo die Blätterkronen schon sich ein wenig gelichtet hatten, drang die Sonne durch und spielte mit zitternden Lichtern auf dem feinen Kies und dem sammetnen Rasen; ein warmer Strahl mit tanzenden Stäubchen lag liebevoll auf den prächtigen Farben eines Astern- und Begonienbeetes, das die Mitte des Vorplatzes einnahm. Zu beiden Seiten der fallenden Blätterrotunde, unter den weit herunterhängenden Nesten der Laubbäume, glühte der Sonnenschein auf goldiggrünen Matten und wohlgepflegten Gemüsebeeten. Aber das Auge wandte sich unwillkürlich dem vorderen Rand der Terrasse zu, wo das grüne Blätterdach sich auftrat und ein balkonartiger Vorsprung mit Eisengeländer und Gartenstühlen zum Ausblick einlud. Ueber Wiesen, Acker und belebte Straßen hinweg flog der Blick hinunter ins schöne Aaretal und wieder hinauf zu der hochgetürmten Stadt, die in stolzer

Ruhe über dem grünen Flusse thronte. Hoch und frei sichtbar in ihrem ganzen Umriß stand sie da, fern und doch wie zum Greifen nah, ein festes, klar umgrenztes Bild. Kein Fabrikshlot, kein Kasernenbau, keine Bahnhofswüstenei trat dem Auge in den Weg; ungehindert schwang es sich von dieser kleinen Felsenrinne durch den ungeheuren Luftraum und erfaßte auf den ersten Blick das klar gegliederte Ganze dieses mächtigen Bauwerks. Mittelalterlich wie eine Burg aus grünem Hügelland emporgehoben, im Hintergrunde durch waldige Hügel und die fernen, duftig blauen Höhen des Jura begrenzt, stieg die geschlossene Steinmasse der Altstadt aus den terrassenförmig angebauten Gärten empor, die den trocknen Felsenkern friedlich umsäumten. Aus der langgestreckten Häuserfront traten die wichtigsten öffentlichen Gebäude in ruhig gebieterischer Würde hervor: das alte Münster mit seinem durchbrochenen gotischen Helm und der vorgebauten Schattenterrasse, das wichtige, aber schmucklose Stiftsgebäude mit dem ehrbar behäbigen Giebeldach, unter dem die Männer der Regierung über ihren Akten saßen, die alte klösterliche Hochschule und endlich, in ihrer kühlen, fremdländischen Feierlichkeit, die beiden langgestreckten Bundeshäuser, der Sitz der eidgenössischen Räte. Dazwischen, Front an Front, private Wohnhäuser verschiedener Art und Herkunft: vom arm-

lichen Bürgerhaus, bloß zwei Fenster breit, mit angeklebtem Holzläubchen, zum vornehmen Patrizierhaus aus der Blütezeit der Geschlechterherrschaft und von da wieder zum stillen Prunkbau der Gegenwart.

Die Denkart und Kunstpflege mehrerer Jahrhunderte fand sich hier in einem friedlichen Gemeinwerk verkörpert und vereinigt. Reich und Arm, Hoch und Niedrig schienen da in biederer Verträglichkeit wie eine geschlossene Landwehr aneinandergereiht. Nichts verriet dem Beschauer, daß auch in diesen Mauern Streit um Macht und Recht und Glauben die Bürger in Klassen und Parteien auseinandergelassen. Als hätte nur das Gute die Zeiten überdauert, Eintracht und Bürgersinn allein die Stadt gebaut, so stand sie jetzt da, noch immer eine Burg zu Schutz und Trutz, in kriegerischer Haltung, aber doch mit heiterm Antlitz, wie ein bärbeißiger Kriegermann in eiserner Rüstung, der seinen Helm abgenommen hat und aus gutmütigen Augen dem Frieden entgegenlacht. Ein heiterer Glanz von Gastlichkeit und Freizügigkeit verjüngte die alten, verschlossen abwehrenden Mauern, und mit anmutiger Lebenslust umkränzte die grünen Gärten und Anlagen der Villenquartiere die graue Steinmasse des Stadtkerns. Und rings umher, in immer weiterem Umfange, ein schönes, fruchtbares Land, das durch hundert Verbindungsadern, leuchtende Fahrstraßen, schattige Alleen, blinkende Schienenstränge mit dem Leben der Hauptstadt zusammenhing, ohne feste Grenzen; denn wo die bäuerlichen Holzbauten anfangen, tauchten auch wieder weißschimmernde Stadthäuser aus Baumgruppen hervor, die alten Landstübe bernischer Geschlechter, und nicht selten erblickte man dicht neben Dörfern die mächtigen, nüchternen Bauten industriellen Großbetriebs.

Vom Innern der Stadt gewahrte man soviel wie nichts; das verbarg sich hinter der dicht geschlossenen Reihe von Häuserfronten. Aber auf den Zufahrtsstraßen und freien Plätzen und Feldern der Außenquartiere konnte ein gutes Auge viel Leben und Treiben wahrnehmen: rauschende Eisenbahnzüge, saujende Tramwagen — klein und niedlich wie Kinderpielzeug — Fuhrwerke aller Art, rennende Fußballspieler, ackernde Pfluggespanne, weidende Kuhherden. Je länger man hinsah, desto mehr belebte sich die Umgegend der schweigenden Stadt, von der nicht einmal ein fernes, unbestimmtes Gebrause hieher drang.

Hier wohnte die Stille wie auf fernen Bergeshöhen, die Einsamkeit wie am sonnigen Saum eines Hochwaldes. Aus den geöffneten Fenstern drang kein Geräusch, kein menschlicher Laut; wie verlassen von seinen Bewohnern lag das Haus da. Auch der alte Gärtner, der die Birnen vom Spalier ablas, schien behutsam jedes Geräusch zu vermeiden, als er jetzt seine Leiter herunterstieg und

den Kiesweg betrat, wo er die schönen Früchte aus dem umgehängten Sack sorglich in ein Körbchen legte. Eine Weile stand er unschlüssig, nach der Aussichtsterrasse gewendet.

Dort saß, in ihrem Sessel zurückgelehnt, eine dunkle Frauengestalt, eine Greisin mit weißem Haar, die Herrin des Hauses.

Der Aie war im Begriff, ihr das volle Körbchen zum Anschauen auf den Tisch zu tragen; aber er zögerte. Er wußte nicht, schließ die alte Dame oder war sie nur in stille Betrachtung versunken. Sie saß so unbeweglich da, mit ihren auf dem Schoß gefalteten Händen, und so bemitleidenswert mit ihren schwarz verbundenen Augen. Wenn sie schlafen konnte, nach den Leiden der letzten Tage, so war ihr das zu gönnen, und wenn sie nicht schlief, so konnte er sich gut denken, daß sie allein sein wollte mit ihren Gedanken. Indem er so stand und sie mitleidig betrachtete, sah er, daß sie sich rührte, daß sie ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte und, von einer Erschütterung ergriffen, sich tief vornüberneigte. Leise trat er auf den Knien und schlich schein davon. Sie hatte ihn nicht bemerkt; sie hatte sich allein geglaubt, sonst würde sie diesem Anfall eines überwältigenden Gefühls widerstanden haben. Das Leben, das hinter ihr lag, hatte ihre Tapferkeit schon auf härtere Proben gestellt.

* * *

Frau Leonie Wild stammte aus einer Familie, die, obgleich seit Jahrhunderten in Bern eingebürgert, ihre Söhne und Töchter, wie durch ein fremdartiges Geblüt beunruhigt, immer wieder in weite Fremde ziehen sah. War es bloß ein Sprung oder Spiel der Natur, oder hatte die Ueberlieferung recht, die von einer Mischung mit kreolischem oder indianischem Blut zu Urgroßvaterszeiten erzählte — Reisefieber und Abenteuerlust trieb fast alle Angehörigen der Familie Morell früher oder später über den Ozean, besonders in tropische Länder und in gefährvolle Unternehmungen. Frau Leonies Großvater war, obgleich in vorgerücktem Alter, als Haupt einer aus Deutschen und Schweizern gemischten Auswandererchar, nach der Provinz St. Paolo gezogen, um in einem gänzlich unbewirtschafteten Lande eine Kolonie zu gründen. Ihr Onkel, dessen Bild sich ihr in seiner Mischung von feuriger Tatkraft und lachendem Uebermut besonders tief eingeprägt hatte, war als Generalmajor in englischen Diensten in Ostindien gestorben. Ihrem eigenen Vater war sie, als junges, erst erblühendes Mädchen, nach Brasilien gefolgt, wo er, begünstigt durch die weisichtige und gemeinnützige Regierung des damals jugendlichen Pedro II., zuerst in Verbindung mit einer Kolonisationsgesellschaft, dann auf eigene Rechnung einen ausgedehnten Kaffee- und Zuckerrohrbau betrieb. Den Entschluß zur Auswanderung hatte ihr Vater, nach seiner stürmischen

und willkürlichen Art, ganz plötzlich gefaßt, als er nach dem frühen Tod seiner Gattin einer dumpfen Trauer anheimzufallen drohte, die ihm selber tödlich verhaft war. Er besann sich mit einem Mal, daß die weite Welt ihm noch offen stand, daß durch den Tod seiner Frau, die ihn mit sanfter Ueberredung von seinen egoistischen Plänen abzuhalten vermocht, das einzige Hindernis beseitigt war und keine so völlige Wiederherstellung seines Selbstgefühls sich denken ließ, als wenn er sein Lebensglück auf einem Neulande anbaute. Er hatte drei Kinder, zwei Mädchen und einen Knaben, die damals in einem Alter standen, wo schon der bloße Klang eines Namens wie Rio de Janeiro oder Buenos Aires bezaubernd wirken konnte. Ihre Phantasie war zudem durch Bilder bestochen, die ganz im Geschmack südamerikanischer Maler die tropische Natur mit stürmischer Uebertreibung und theatralischer Bravour verherrlichten. Da sah man eine aus Bambusriesen und Mangabäumen gebildete Allee, die als dicht verwachsener Laubgang zu einer Fazenda führte; das Mondlicht rieselte wie bläuliches Wasser durch das Gewebe von Blattwedeln und Lianen und lag blendend auf der weißgetünchten Mauer. Dann war da ein brasilianischer Rancho in Gewitterstimmung: mitten auf wild bewachsenem Campo ein auf Säulen ruhendes Dach, unter dem etwas wie eine Karawane den Schatten suchte, im Vordergrund wild umherjagende Pferde, die zum Einschnurren mit dem Lasso eingefangen wurden und sich, unter krachendem Blitz aufbäumend, ihren Bändigern entwandten. Aber das größte Entzücken der Kinder, wenn auch eine billige Effektmalerei, war doch immer wieder der Sonnenaufgang über Rio de Janeiro, ein Traumbild aus einer Märchenwelt, an die nur Kinder glauben konnten. Die Sonne selber war nicht sichtbar; dafür schwamm die ganze Bucht mit ihren Palmeninseln und Urwaldhügeln in einem magischen Dunste von Goldstaub, aus dem nur die Spitzen des Orgelgebirges im Hintergrund wie Hörner von blauem Glase hervorragten. Vorn, in Morgenklarheit, ein Teil der Stadt mit berganstrebenden Häusern, als Ganzes anzusehen wie ein Gebilde aus Zucker und Marzipan, das sich so leuchtend in der glatten Botofagobucht abspiegelte, als ob der Sonnenaufgang sich noch eine Fortsetzung in der feuchten Tiefe gegönnt hätte. Ein paar Schiffe, die ihre vom Morgenwind geblähten Segel zur Seite neigend dem Hafenausgang zutrieben, ergänzten das Bild durch die Vorstellung des unendlichen Weltmeers.

Durch diese Wandbilder und die sich daran knüpfenden Erzählungen waren die Kinder längst vertraut geworden mit einer Welt, die sich jenseits des Meeres und völlig verschieden von der heimatlichen, scheinbar nach ganz andern Gesetzen erhielt und bewegte, und

obgleich die jungen Gemüter fest und tief im Heimatboden wurzelten und vom Käfigturm bis zum Bärengraben, vom Schwellenmätteli bis zum Wylerfeld in allen Winkeln Bescheid wußten und schon hier manchmal ein ganz unbürgerliches Abenteuerleben führten, so trugen sie doch jene andere Welt wie ein schönes Geheimnis mit sich herum. In der Eintönigkeit des Schullebens besonders war die Flucht der Gedanken nach dem sonnigen Zauberlande ein köstlicher Trost, und zu wissen, daß ein Rio de Janeiro, ein Mexiko oder ein Benares auch für sie unversehens einmal Wirklichkeit werden konnte, daß sie eines Tages vielleicht nur ja zu sagen brauchten, um die Träume der Kindheit mit allen Sinnen zu erleben, das war eine süße Gewißheit. Sie verlieh ihrem Geiste etwas, was die Schulkameraden als Hochmut deuteten und was doch nichts anderes war als ein weiterer Horizont, der, sobald er ins Bewußtsein trat, die harten und gebieterischen Dinge der Alltäglichkeit als beschränkt und vergänglich erscheinen ließ, als einen Käfig, der sich einmal öffnen könnte zum Flug in weite Ferne.

Zwar, als dann eines Tages der Vater das große Wort sprach und den Kindern seinen Entschluß, nach Brasilien auszuwandern, eröffnete, fiel es erschreckend und überwältigend auf ihre jungen Herzen. Von vielen geliebten Menschen und Orten galt es sich zu trennen, auf lange Zeit, vielleicht auf immer. Die Räume und Winkel des väterlichen Hauses und Gartens hatten durch den Tod der geliebten Mutter eine seltsame, wehmütige Weihe bekommen; auf allem lag noch ein weicher Erinnerungsglanz, den die Anmut ihres Schaltens und Waltens zurückgelassen und den zu zerstören dem Gefühl widerstrebte. Allein die Unternehmungslust und Zuversicht Herrn Morells riß auch die Kinder mit sich, für die der ungeheure Wechsel der Verhältnisse täglich neuen Reiz bekam.

Nach den Entzückungen der Reise und der Ankunft in Rio de Janeiro erfuhren die Kinder bald, daß es nicht ihr Vergnügen galt, sondern daß der Vater auf ihre tätige Mithilfe rechnete und Selbstständigkeit, Ausdauer, Geistesgegenwart, Mut von ihnen erwartete. Schon die Fahrt ins Innere, auf jämmerlichen Maultierwagen, mühsam von einer Estancia zur andern, unter den wechselnden Plagen von Hitze, Staub, Durst, Stechmücken, Heuschreckenschwärmen usw. war eine — zum Glück für sie gesunde — Abhärtungsprobe. Der erste Anblick der neuen Heimat, einer verlassenen, verlotterten Fazenda, war trotz der allerdings herrlichen Landschaft kein sehr gewinnender, und es vergingen Monate, bis durch Umbau und Anpflanzung die Morella, wie das breite, einstöckige Landhaus nun hieß, ein wohnliches Aussehen bekommen hatte.

Auch dann noch und auf Jahre hinaus war das Leben mühevoll und entbehrungsreich, waren die Kinder von früh bis spät angespannt. Die beiden Mädchen, Leonie und ihre ältere Schwester Marita, richteten das Haus ein und besorgten die Küche. Eine freigelassene alte Negerin wies sie an, wie man Mandioca, Bataten und Kürbisse pflanzte und verwertete, wie man das brasilianische Alltagsgericht, schwarze Bohnen mit getrocknetem Fleisch zusammen, kochte und dergleichen mehr. Frank, der Bruder, dagegen gebärdete sich schon bald als junger Facendeiro, begleitete seinen Vater auf einem wilden Poney überall hin, bald auf die Pflanzung hinaus, wo die Neger in der Sonnenglut arbeiteten, bald an den Fluß, dessen versandetes, leicht überschwemmtes Ufer eingedämmt werden mußte, bald in den Urwald, wo Bauholz gefällt und Wege angelegt wurden. Den ganzen Tag fast war er im Sattel, immer dienstbereit und anständig und, zumal in der ersten Zeit, schwelgend im Genuß einer Freiheit, die durch keine Schulpflicht eingeschränkt war.

Herr Morell war ganz in seinem Element. Verschieden vom Durchschnitt der Männer seines Alters, denen die gesicherte Existenz, das Einheimsein von Einkünften und Ehrungen zum Begriff des Glückes gehört, fand er in dem Wagnis einer Unternehmung, die den Einsatz all seiner Kräfte erforderte, die höchste Genugtuung. Sein Leben sich jeden Tag zu erbeuten, das Ungewisse zu versuchen, trozende Hindernisse zu überwinden, Widerwärtigkeiten zu ertragen, darin fand er seine Lust. Hierin wünschte er auch seine Kinder ihm nachschlagen zu sehen. Sie sollten nicht, wie die bequeme städtische Lebensweise es mit sich brachte, das Gefühl haben, daß für sie gesorgt werde; sie sollten selber für sich sorgen, so ihre Kräfte kennen lernen und sich etwas Rechtshafenes zutrauen. Die Beruhigung, die andere in Lebens- und Krankheits- und Unfallversicherungen fanden, sollten sie in sich selber finden, und nicht die Erhaltung des Lebens, sondern die Steigerung ihrer Kraft sollte ihr Leitgedanke sein. Solche Gedanken sprach er zwar nicht aus, aber lebte sie vor, und sein Beispiel war mehr wert als eine Lebenslehre. Die Abenteuerlust, die Naturschwärmerei, der Unabhängigkeitstrieb und was sonst noch an Herrn Morell vom allgemeinen Urteil als unreife Jugendlichkeit getadelt wurde, erregte bei seinen Kindern weder Zweifel noch Bedenken; es war ganz ihrem Empfinden gemäß. Erst als sie älter wurden, erwachte eine dunkle Sorge in ihnen.

Die Jahre vergingen, die Pflanzungen begannen einträgliche Ernten abzuwerfen, die Verkehrswege nach der Hafenstadt verbesserten sich und erleichterten den Absatz der Produkte; Ingenieure drangen ins Innere und steckten Eisenbahnprofile ab, die Einwanderung und Kolonisation wurde durch niedrige Landpreise und aller-

hand Vergünstigungen gefördert, ein allgemeiner Aufschwung machte sich geltend. Auch die Morella hatte ihren Nutzen davon; sie war nicht mehr eine armelige Fazenda aus Lehm, mit Bambus und Palmblättern gedeckt, sondern ein stattliches Landhaus mit breiter, lustiger Holzlaube, die ein hochaufgeschossener Melonenbaum umrankte und eine herrliche Mangua-Krone beschattete; mächtige Akazien und Fächerpalmen bildeten kühlende Wände um den Garten, wo riesenhafte Aloë- und Magueyepflanzen, schlanke Araukarien, üppige Magnoliabäume und flammendrote und gelbe Krotonbüsche sich um den Platz stritten. Zwischen dem Wohnhaus und den Wirtschaftsgebäuden lag ein Obstgarten mit Beeren-, Orangen- und Feigenbäumen, auf der schattigeren Seite Leonies und Maritas Gemüsegarten, das ganze Jahr hindurch ein unererschöpfliches Füllhorn für Küche und Tisch.

In dieser allgemeinen Zunahme des Wohlstandes und gesicherter Lebensverhältnisse fand nur einer sich nicht völlig zurecht, Herr Leonhard Morell selbst. Wohl freute ihn das Gelingen seiner Unternehmung, das schöne Wachstum und der Ertrag seiner Pflanzungen; aber zu einem behaglichen Genießen, wie besonders seine Töchter es ihm wünschten, war diese unbändige Natur nicht zu bringen. Ihn reizte das Unberechenbare des kühnen Versuchs, nicht die Ausnutzung des Erfolgs, die Eroberung, nicht der ruhige Besitz. Im Wirrsal der Anfänge, wo andere verzweifeln, war ihm wohlher als in der Gleichförmigkeit festgestalteter Verhältnisse. Das zeigte sich nun, als der blühende Zustand seiner Pflanzungen das Handelsgeschäft mehr und mehr in den Vordergrund treten ließ, als der Anschluß an Handelsgesellschaften und industrielle Unternehmungen notwendig wurde. Herr Morell hatte nicht die kaufmännische Ader, die solche Geschäfte erheischten. Da war Frank, sein Sohn, der rechte Mann. Aber seine Berechnungen, so vielverheißend sie bei aller Rüchternheit waren, gewannen den Vater nicht, und der Vorschlag, ein Handelskontor in Rio de Janeiro zu errichten und dorthin überzusiedeln, ging ihm erst recht gegen den Strich. So blieb es beim Alten. Herr Morell verbrachte die meiste Zeit auf den Pflanzungen, wo er mit Wucht und Eifer, auch bei den widerwärtigsten Arbeiten, mit angriff; dann sprengte er auf seinem Hengst in den Urwald hinaus, auf Entdeckungen erpicht, wie sie das wilde Land jeden Tag bereitete, und kehrte abends abgehetzt und todmüde auf die Fazenda zurück.

Eines Abends jedoch blieb er aus, und nach langem Suchen fand man ihn, erst am folgenden Tage, von seinem Pferde erdrückt, tot in einem sumpfigen Graben des Campo. Offenbar hatte er das Tier zu einem Gewaltssprünge angespornt: es war vom jenseitigen Bord,



Berliner Graff-Ausstellung.

Bildnis der Friederike Henriette Armgarde v. Helldorff
geb. Gräfin Hohenthal (1803)
im Besiz des Majoratsherrn von Helldorff auf St. Ulrich bei Mächeln (Bez. Halle a. S.).

wo es keinen rechten Stand gefaßt, rückwärts gestürzt und hatte den Reiter unter seinem schweren Leibe begraben.

„Wir leben nicht lange, wir Morell!“ hatte der Verstorbene oft gesagt, und das ruhelose Ungeßüm seiner Eroberernatur drohte die Erfahrung zu bestätigen. Nun war die Prophezeiung eingetroffen, und der plötzliche Schlag traf die heimatfremden Kinder mit furchtbarer Wucht, besonders die beiden Töchter, die den Vater

auch in der Einseitigkeit seines zügellosen Wesens geliebt hatten. Mit Frank war es anders; er war mit einem Mal sein eigener Herr und Meister geworden, konnte seine weittragenden Pläne ins Werk setzen und seine Eigenschaften glänzend betätigen. Er trat in Unterhandlungen mit einem Pächter, dem er die Facenda mit allen Pflanzungen übergeben wollte, und bereitete den Umzug nach der Hauptstadt vor.

(Fortsetzung folgt).

Zu unserm Damenbildnis von Anton Graff.

Keine Frage, von Höhenpunkten deutscher Bildniskunst bot uns die Berliner Graff-Ausstellung mehr denn einen, in gewisser Hinsicht aber die größte Ueberraschung war für mich das Porträt der Frau von Hell dorff. Im gesamten so reichen Lebenswerke des Wintertburger Meisters fenne ich seinesgleichen nicht. Als etwas durchaus Apartes stach aus der bei Schulte versammelten adeligen Gesellschaft, ja überhaupt aus der Graffschen Bildnisgalerie das Ehepaar v. Hell dorff heraus, beinahe in ganzer Gestalt hingesezt in koloristisch fein zur Figur gestimmte Landschaft, er mit großer Fülle des Leibes und des Gesichtes, mit reichlichem Doppelfinn, im langen grauen Rock, sie anmutig und zart, lässig dastehend im gelblich weißen Gewand à la grecque, am Halse tief ausgeschnitten, mit rotem Tuch, das ihr von der Schulter gegliitten, wirkungsvoll drapiert. Die Wiedergabe des Bildnisses überhebt uns der weitern Beschreibung. Alsogleich wird man gemahnt an das berühmte Porträt der Madame Mécamier, wie es nach Jacques Louis David 1802 (wenn ich nicht irre) François Gérard ge-

schaffen, auch dieses das „klassische Gemälde klassischer Empire-schönheit“... Das Bildnis des kurfürstlichen Stifthsauptmanns v. Hell dorff hat Graff nach Muthers Angabe am 5. März 1803 auf die Ausstellung der Dresdner Kunstakademie geliefert; ist vielleicht dasjenige der Gemahlin erst etwas hinterher geschaffen? Sollte es denn nicht entstanden sein unter den frischen Eindrücken, die Graff empfangen hat — oder die ihm vermittelt worden — vom Gérard'schen Porträt der Mécamier? Jedenfalls sei hier angemerkt, daß sich dieses Bildnis der Madame Mécamier mehrere Jahrzehnte zu Berlin befand im Besitz des Prinzen August von Preußen, Friedrichs des Großen Neffen, der zu den feurigsten Anbetern der belle Juliette gehörte, und daß es erst nach des Prinzen Ableben nach Frankreich zurückkehrte, wo ihm dann im Louvre seine endgültige Heimstätte ward. Und auf jeden Fall auch ist bemerkenswert, daß unser Anton Graff, der sich so säuberlich freizuhalten gewußt von der Künstelei des Rokoko, der darauffolgenden klassizistischen Richtung seinen Tribut nicht hat verweigern können oder wollen.

O. W.

Das Fenster.

Novelle von Willy Lang, München.

(Fortsetzung).

Roman Henry neigte sich zur Seite, als höre er irgend ein Geräusch, an das er sich klammern konnte; aber das Zimmer war merkwürdig still, und die Fenster der Sorbonne waren tiefdunkel, als sähen sie aus einem riesigen schwarzen Raum.

Prinz Nicolas, der wie ein kleiner Kobold im Stuhle saß, hub wieder an: „Meine Gouvernante fand nämlich unter meinen Spielsachen einen Soldaten. Er war kaum höher als die Länge einer Hand. Seine Brust und sein Leib bestanden aber aus einer einzigen Kugel. Und der Kopf ebenfalls. Die Augen waren aus grünem Glas eingesezt und die Beine wie zwei Säulen... Vielleicht hatte ich vor der Figur die Angst, weil die Beine denen meines Großvaters Venceslas glichen, der nach den Enkelkindern die Krücke warf und die Wassersucht hatte.“

„Wie ging das weiter mit dem Soldaten?“ fragte Roman Henry, als Prinz Nicolas nicht mehr weiter sprach, sondern vor sich hinbrütete.

„Sie sezte ihn einfach vor die Türe auf den Boden und mich davor. Erst saß sie auch bei mir und raunte mir leise eine mörderische Geschichte ins Ohr. Und dann geschah das Furchtbare. Als ich eines Tages eine Stunde so geseßen, konnte ich den Blick nicht mehr wegwenden. Nicht mehr aufstehen. Ich war angebunden durch die Kraft, die in den grünen gläsernen Augen lag...“

„Sie waren hypnotisiert...“ warf Roman Henry ein, als ob er sich damit erleichterte.

Der Prinz schüttelte den Kopf: „Was sagen Sie mit diesem Worte aus? Ist das eine Erklärung? Es war die ganz einfache entseßliche Angst, die in meinem Gehirn brannte. Der Soldat machte auch während der Zeit, da ich nach ihm starrte, eine sonderbare Reise. Erst dehnte er sich aus nach allen Seiten. Dann hob er sich auf und ab, und die zwei Augen gingen zu einem einzigen zusammen und glühten wie ein höllischer, wahnsinniger Punkt. Dann sah ich ihn plötzlich nicht mehr, wußte aber, daß er genau in derselben Entfernung in meinem Rücken saß...“

„Haben Sie sich einmal umgedreht?“

Der Prinz lächelte trüb: „Wie konnte ich! Was vermag ein Wille gegenüber einem solchen Dämon...“

Roman Henry war jetzt aufgestanden und lehnte mit dem Rücken am Kamin.

„Und so saßen Sie jeden Tag?“

„Ich habe vom fünften bis zum achten Jahre etwa in meinem einsamen Kinderzimmer — ganz nach der Willkür der Gouvernante — vor dem Soldaten geseßen...“

„Stundenlang?“

„Oft halbe Tage...“

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.